

7. Forschungs- und hochschulpolitisches Werkstattgespräch „Internationalisierungsstrategien deutscher Universitäten“

Schloss Herrenhausen, 08./09. April 2016

Bericht: Vera Szöllösi-Brenig

„Internationalisierung“ ist eine nicht ganz neue Forderung an deutsche Universitäten. Wissenschaft war und ist schon immer international. Doch dass die einzelnen Institutionen detaillierte Internationalisierungsstrategien entwickeln bzw. entwickeln sollen¹, hängt mit der globalen Konkurrenz der Hochschulen untereinander zusammen: Es geht um die Position im internationalen Ranking, um Präsenz und Renommee. Es geht damit auch um den Wettbewerb um die besten Köpfe – unter den Wissenschaftler(inne)n als dem zentralen Erfolgsfaktor im internationalen Ranking der Spitzenforschung und unter den Studierenden in dem Bemühen der Universitäten, die wirtschaftliche, politische und administrative Elite der Zukunft auszubilden. Und schließlich geht es um die globalen Herausforderungen unserer Zeit, zu deren Bewältigung die Hochschulen das Ihre beitragen wollen. Welche Internationalisierungsstrategien verfolgen die Hochschulen in Deutschland? Was sind ihre Rahmenbedingungen und welche Schwerpunkte setzen sie? Und nicht zuletzt: Wie wird die anhaltende Flüchtlingswelle als „andere“ Internationalisierung die deutsche Hochschullandschaft prägen? Diese Fragen standen im Zentrum des 7. forschungs- und hochschulpolitischen Werkstattgesprächs in Herrenhausen, an dem 29 Rektor(inn)en und (Vize-)Präsident(inn)en deutscher Hochschulen und andere Spitzenvertreter(innen) von Wissenschaftsinstitutionen teilnahmen.

Am ersten Tag des Workshops stellten führende Persönlichkeiten von drei renommierten Universitäten aus dem Ausland ihre Internationalisierungsstrategien vor. In seinem Themenaufriß stellte Wilhelm Krull als Gastgeber der Veranstaltung zwei sehr unterschiedliche Zahlen in den Raum: Während in Deutschland durchschnittlich rund 10% der wissenschaftlichen Mitarbeiter(innen) aus dem Ausland kommen², sind es in Oxford – Platz 2 nach dem World University Ranking von Times Higher Education – fast die Hälfte, genau 48 %. Wie die Pro-Rektorin der Universität Leiden Simone Buitendijk in ihrer Keynote verdeutlichte, nimmt die Unterschiedlichkeit der Szenarien nicht wunder. Jede Universität müsse in erster Linie für sich das Warum klären und davon das Was und Wie ableiten. In ihrem Vortrag „The International Face of

¹ Die Strategie der Wissenschaftsminister/innen von Bund und Ländern für die Internationalisierung der Hochschulen in Deutschland (April 2013) legt eine Zielgröße von 350.000 ausländischen Studierenden in Deutschland bis Ende des Jahrzehnts fest.

https://www.bmbf.de/files/aaalInternationalisierungsstrategie_GWK-Beschluss_12_04_13.pdf (Zugriff 29.5.2016).

² Über die jeweils genauen Zahlen informiert das Profildatenprojekt „Internationalität an deutschen Hochschulen“ im Auftrag der AvH, des DAAD und der HRK.

<https://www.hrk.de/themen/internationales/strategische-internationalisierung/profildatenprojekt/> (Zugriff 29.5.2016).

Leiden University" nannte Buitendijk vier Gründe, warum Leiden Internationalisierung ins Zentrum stelle: Zum Ersten sah sie generell Universitäten in der Pflicht, eine Antwort auf die globalen Herausforderungen wie beispielsweise die 17 Sustainable Development Goals (SDGs) zu geben. Das könnten sie nicht allein, sondern nur im großen multidisziplinären Verbund. Leiden habe sich bereits vor geraumer Zeit mit anderen großen Universitäten zur League of European Research Universities (LERU) zusammengeschlossen und agiere auch forschungspolitisch in diesem Kontext. Zweitens seien schon die Studierenden gefordert, international und global zu kooperieren. Hier ziele Leiden drittens darauf, den Anteil von derzeit 3,5 % auf etwa 10 % BA-Studierende aus dem Ausland zu steigern; bei den Doktorand(inn)en liege der Anteil bei fast der Hälfte, bei den akademischen Mitarbeiter(inne)n bei etwa einem Viertel. Viertens ginge es darum, die Lehre dank der neuen Technologien neu zu denken, beispielsweise als „international classroom“ durch MOOCs und SPOCs, die auf der Internet-Plattform Coursera angeboten werden. Buitendijks Fazit: „The global population deserves knowledge and innovation that serve all“.

Auch dem University College London (UCL) geht es um die globalen Herausforderungen; hier steht jedoch, wie Rebecca Reiner vom internationalen Büro des UCL deutlich machte, die Herausbildung der globalen Elite im Zentrum. Diese "Global Engagement Strategy" wurde von Dame Nicola Brewer als Vice-Provost (International) seit Mai 2014 entwickelt, die als hochrangige Diplomatin tätig war, bevor sie an das UCL wechselte. Dabei ist der Anteil nicht-britischer Studierender und akademischer Mitarbeiter von jeweils mehr als 40 % am UCL schon jetzt sehr hoch. Unter den konkreten Schritten, die die Global Engagement Strategy auflistet, nannte Reiner: Den Studierenden solle die bestmögliche Vorbereitung für internationale Karrieren gegeben werden; kluge Lösungen müssten für die globalen Herausforderungen in einem Prozess der Co-Kreation geschaffen werden; die eigene Expertise müsse in den Bereichen Innovation und translationaler Forschung aufgestellt werden. Übergeordnetes Ziel sei, dadurch als Institution globalen Impact zu erzielen. Die Umsetzung dieser Ziele, die im Januar 2016 begann und 2020 abgeschlossen sein soll, reicht von der Erhöhung der studentischen Mobilität über den Aufbau von fünf Büros in Übersee bis hin zur Stärkung der Corporate Identity: „Tell our global story better“.

Einen anderen Schwerpunkt setzte der Rektor der dänischen Universität Aarhus Brian Bech Nielsen in seinem Impulsvortrag. Er leitete die Internationalisierungsstrategie seiner Universität von den spezifischen Rahmenbedingungen in Aarhus ab. Mit ihren 8.000 akademischen Mitarbeiter(inne)n und 40.000 Student(inn)en stelle die Universität 1 % der Bevölkerung Dänemarks dar. Seine Schlussfolgerung: „Our mission is to support the growth of our society in the best possible manner“. Internationalisierung sei kein Selbstzweck; es gehe darum, die besten Köpfe nach Aarhus zu holen und auch dort zu halten. Auf der Ebene der Studierenden bemühe man sich in Dänemark gezielt um die exzellenten „A-students“; der Anteil der Studierenden aus dem Ausland betrage 10 %. Laut Umfragen sei die Zufriedenheit ausländischer Wissenschaftler(innen) mit Dänemark und seinem Wohlfahrtsstaat – „trotz des Wikingerwetters“ – durchaus groß. Wie aber nun die Internationalisierung stärken, top

down oder bottom up? Hier gelte es zu unterscheiden: Auf der Forschungsebene bestehe keine Notwendigkeit, Internationalisierung top down zu forcieren, der Prozess funktioniere peer to peer recht erfolgreich. Im Bereich der Lehre hingegen plane man gezielt strategische Partnerschaften mit starken Universitäten im Ausland und habe mittlerweile tausend Austauschvereinbarungen getroffen. Eine weitere Ebene wiederum betreffe die Zusammenarbeit der Universität mit der Wirtschaft. Hier müsse die Universität top down tätig werden und argumentiere oft gegen die Forscher(innen) und ihren Freiheitswillen. Aber das Rahmenprogramm der Europäischen Union „Horizon 2020“, vor allem im Industrial Leadership Programm, stelle für Wissenschaftler denn doch oft ein überzeugendes Argument dar.

In der Diskussion waren sich die Teilnehmer(innen) einig, dass es nicht eine einzige Internationalisierungsstrategie gebe, sondern dass diese von den Rahmenbedingungen und den daraus von jeder Hochschule entwickelten Zielen abhängen. Internationalisierung könne als Wettbewerb um die besten Köpfe oder um einen höheren Grad an diversity zur Stärkung der eigenen Forschungsleistung ebenso verstanden werden wie – vor allem in Ländern mit hohen Studiengebühren – als Teil eines business models, wenn damit zahlungskräftige Studierende aus dem Ausland gewonnen werden sollen. Letzteres gelte auch für die Entwicklung von MOOCs, auch wenn man zugeben müsse, dass mit online-Kursen bislang noch kein Geld verdient werden könne. Dabei sei es sinnvoll, die Internationalisierungsstrategie zunächst in einem Team zu entwickeln, das diese Strategie danach umsetzen solle – und nicht umgekehrt. Dies erhöhe die Identifikation des Teams mit den Zielen der Strategie. Der nächste Schritt sei dann, diese Ziele von der Ebene der Universitätsleitung in die Universität hinein zu vermitteln bzw. diese für die Umsetzung und das Monitoring der Umsetzung zu gewinnen. Gegebenenfalls könne die Bereitschaft der Professor(inn)en durch den Zugang zu Fördermitteln im Internationalisierungsbereich, z.B. zum Aufbau neuer internationaler Kooperationspartner, erhöht werden. Für die Strategie müssten Indikatoren in einem delivery plan definiert werden, um den Erfolg der Bemühungen, beispielsweise bei der Zahl ausländischer Studierender oder Doktorand(inn)en, kontinuierlich zu überprüfen. Was die Mobilität der eigenen Studierenden betreffe, müsse man verstärkt die Qualität der Partnerinstitution berücksichtigen; Mobilität an und für sich, jenseits des persönlichkeitsbildenden Moments, sei kein Selbstzweck. Die Netzwerkbildung mit geeigneten Partnerinstitutionen sei ein auf der Ebene der Hochschulleitung angesiedelter Prozess, der langfristig angelegt sein müsse, gleichzeitig sinnvollerweise auf bestehenden Kooperationen von Wissenschaftler(inne)n aufbauen solle.

Dass auch die weniger entwickelten Länder Teil der globalen Welt seien und beim Thema Internationalisierung von den Hochschulen der Industrienationen mitgedacht werden müssten, darauf wies Kaba Urgessa, Staatsminister für Hochschulbildung in Äthiopien und ehemaliger Präsident der Universität Jimma, in seinem Vortrag hin. Er nutzte die Gelegenheit, sein Land, dessen Chancen und Probleme, im Kreis der Hochschulleitungen vorzustellen. Äthiopien habe rund 100 Mio. Einwohner, in puncto Bevölkerungsreichtum stehe es auf Platz 2 in Afrika. 83% der Menschen lebten auf

dem Land. Es zeichne sich durch drei Besonderheiten aus: Es habe eine 3000jährige Geschichte, sei nie kolonialisiert worden und verfüge – bei insgesamt 80 im Land gesprochenen Sprachen - über eine eigene Schrift und einen eigenen Kalender. Das Land zähle heute 36 öffentliche und 4 private Universitäten sowie über 100 private University Colleges mit insgesamt knapp 600.000 Student(inn)en. Zu den Problemen des äthiopischen Wissenschaftssystems zählten die schlechte Finanzausstattung, Qualitätsprobleme und eine ungenügende Governance- und Managementstruktur. Die Internationalisierung im Wissenschaftsbereich habe zunächst negative Effekte wie den Braindrain äthiopischer Nachwuchswissenschaftler(innen) in den „globalen Norden“, Asymmetrien in den Partnerschaften zwischen Süd und Nord, aber auch die Zerstörung der kulturellen Überlieferung und die Reduzierung der sprachlichen Vielfalt. Dennoch: Äthiopien bekenne sich zur Internationalisierung in der Wissenschaft. Es gehört zu den 20 außereuropäischen Ländern, die sich am Bologna-Prozess beteiligen.

Der zweite Tag des Werkstattgesprächs widmete sich den verschiedenen Internationalisierungsstrategien deutscher Hochschulen. Beispiel 1: Universität Freiburg. In seinem Impulsreferat bezeichnete Rektor Hans-Jochen Schiewer „Internationalisierung als Querschnittsthema für alle universitären Bereiche“, wollte aber darunter nicht ausschließlich die Zahl internationaler Studierender verstanden wissen. Mit Jane Knight bezeichnete er es als Mythos, dass ein Mehr an ausländischen Studierenden automatisch zu einem Mehr an „internationalized institutional culture and curriculum“ führe³. Ziel der Internationalisierungsstrategie in Freiburg sei es, die Universität aus der klassischen Rolle des Regionalversorgers herauszuführen und bis zum Jahr 2020 zu einer national und international nachgefragten Marke zu entwickeln. In der Konsequenz habe er das International Office seit 2014 von den Aufgaben eines akademischen Auslandsamts entlastet und als strategische Stabstelle direkt ihm als Rektor zugeordnet. Dreh- und Angelpunkt sei die Forschung. Exemplarisch stellte Schiewer vier Instrumente der Internationalisierungsstrategie vor: (1) das University College Freiburg mit seinem englischsprachigen Bachelorstudiengang in Liberal Arts and Sciences; (2) strategische Partnerschaften mit den Universitäten Strasbourg, Penn State, Nagoya (Japan) und Nanjing (China) als mittelgroße, staatlich finanzierte, und in den Rankings vergleichbare Volluniversitäten; (3) internationale Netzwerke wie EUCOR – The European Campus, LERU und AC 21 – Academic Consortium; (4) die Gründung der ersten Europäischen Universität EUCOR im Februar 2016 aus dem seit 1989 bestehenden Netzwerk der fünf oberrheinischen Universitäten – eine eigene Rechtsperson mit gemeinsamen Berufungen, gemeinsamen Lehrangeboten und einer gemeinsamen Struktur- und Entwicklungsplanung.

Die Internationalisierungsstrategie der Universität Göttingen wurde von Hiltraud Casper-Hehne als Vizepräsidentin vorgestellt. Neben Forschung und Lehre legte sie einen Schwerpunkt auch auf gesellschaftliche Perspektiven wie den Beitrag zur Lö-

³ Jane Knight, „Five Myths about Internationalization“, in: International Higher Education, Number 62 Winter 2011, S. 14-15.

sung der globalen Herausforderungen. Die Entwicklung der Internationalisierungsstrategie verknüpfte Casper-Hehne mit Governance-Aspekten: Vor der Exzellenzinitiative hätten viele individuelle wissenschaftliche Kooperationen und 16 internationale Studienprogramme bestanden, dazu seit 1987 ein enger Austausch mit der Coimbra-Gruppe. Im Rahmen des Zukunftskonzepts der Exzellenzinitiative habe man 2007 – top down – auf der Ebene der Universität das U4-Netzwerk, eine Kooperation der Universitäten Gent, Groningen, Uppsala und Göttingen⁴, eingerichtet sowie drei Verbindungsbüros in Nanjing, Pune und Seoul eröffnet und – um herausragende ausländische Wissenschaftler(innen) nach Göttingen zu holen – das Lichtenberg-Kolleg aufgebaut. 2010 wurde ferner ein bottom-up-Prozess initiiert: In allen Fakultäten wurden internationale Beauftragte bestimmt, die mit ihr als Vizepräsidentin direkt zusammenarbeiten. 2013 habe man schließlich Internationalisierung als Querschnittsaufgabe aller Bereiche definiert: in der Forschung, in der Lehre, in der Verwaltung bis hin zur Kooperationen mit dem außeruniversitären Feld (KMU-Netzwerk). „Wo wollen wir hin?“ fragte Casper-Hehne und formulierte als Branding „Education for a Global World“. Mit dem Konzept „Göttingen Campus 2020“, einer Allianz der Universität mit den lokalen außeruniversitären Forschungseinrichtungen, wolle sich die Universität Göttingen für die Zukunft positionieren.

Auch an der Universität Bremen wurde die Internationalisierungsstrategie im Zuge der Exzellenzinitiative neu aufgestellt, wie Rektor Bernd Scholz-Reiter erläuterte: 2011 als Strategie des Rektorats gestartet – mit dem Leitbild „Campus der Vielfalt“ –, wurde 2012 nach einem HRK-Audit das Gremium der ‚Runde der Internationalisierungsbeauftragten‘ als Koordinierungskreis von Internationalisierungsaktivitäten zwischen Rektorat, International Office und Fachbereichen eingerichtet. Nach einer Evaluation 2015 befindet sich die Universität 2016 im Prozess der Formulierung einer gesamtuniversitären Internationalisierungsstrategie. Internationalisierung und Diversität würden in Bremen zusammengedacht. Es gehe um die Verankerung dieser Querschnittsaufgabe in der Breite der Universität, die Stärkung der Strukturen ebenso wie die Wertschätzung von Internationalität und Diversität als Qualität. In diesem Kontext wolle man künftig auch tenure track-Stellen ohne Professur als senior lecturer einrichten und damit den internationalen Erwartungen entsprechen; dazu werde das Bremer Hochschulgesetz in Kürze geändert. Und schließlich gehe es um die Bremer Tradition der gesellschaftlichen Verantwortung und damit „third mission“. Hier führte Scholz-Reiter – im Vorgriff auf Themenkreis 3 – als Beispiel die Studienmöglichkeiten für Geflüchtete mit akademischem Hintergrund an. 2014 habe Bremen als eine der ersten Hochschulen ihre Türen für Flüchtlinge geöffnet, in diesem Sommersemester seien 300 als Gasthörer eingeschrieben und die EU habe die Universität für ihre Good Practice ausgezeichnet. „Die Universität Bremen steht auch hier in der Verantwortung gegenüber der Gesellschaft.“

Die Diskussion zu den Internationalisierungsstrategien in Deutschland konzentrierte sich auf drei Spannungsfelder: Zum einen auf das Spannungsfeld zwischen Regio-

⁴ Im November 2016 wird ein neues Netzwerk „Guild of European Research Intensive Universities“ gestartet, an dem Göttingen zusammen mit acht anderen Universitäten in Europa beteiligt ist.

nalversorgung und internationaler Exzellenz, das die Universitäten austarieren müssten; beide Ziele würden vonseiten der Politik gleichzeitig formuliert. Je nachdem würden hier seitens der Universitäten aber auch unterschiedliche Schwerpunkte gesetzt. Hinzu komme, dass auch noch von der regionalen Wirtschaft Erwartungen an die jeweilige Universität gerichtet würden, die nur durch die Gewinnung internationaler Studierender befriedigt werden könnten. Das zweite, damit verknüpfte Spannungsfeld liegt im Sprachproblem: Internationalisierung könne nicht nur – siehe das Beispiel EUCOR in Freiburg – die Verwendung von Englisch bedeuten. Wird eine Sprache zur lingua franca auf dem Campus oder lässt sich eine Form intelligenter Mehrsprachigkeit einführen? Diese Frage betrifft auch die Ebene der Verwaltungen, die mit den internationalen Studierenden und Wissenschaftler(inne)n in Kontakt kommen. Hier müsse neue Kompetenz aufgebaut werden. Das dritte Spannungsfeld bei der Entwicklung und Umsetzung von Internationalisierungsstrategien besteht zwischen Rektorat/Präsidium und den Fakultäten/Fachbereichen und ist mit dem Governance-Aspekt verknüpft. Top down, darin war man sich einig, werde eine Strategie nur dann erfolversprechend aufgesetzt, wenn sie diskursiv ausgehandelt werde. „Wir haben die universitären Strukturen sehr ernst genommen“. Gleichzeitig dürften individuelle Vernetzungsaktivitäten von Wissenschaftler(inne)n nicht unterdrückt, sondern sollten gegebenenfalls mit geringen Mitteln direkt unterstützt werden. Partnerschaften mit Universitäten weltweit sollten strategischen Überlegungen dienen, aber müssten idealerweise auf individuellen Kontakten aufbauen. Ohne intrinsische Motivation des Einzelnen könnten solche Partnerschaften nicht mit Leben gefüllt werden.

In Themenkreis 2 „Internationalisierung durch E-Learning“ wurden zwei sehr unterschiedliche Ansätze vorgeführt. Der Präsident der Leuphana Universität in Lüneburg Sascha Spoun sah sein Modell des global classroom als Antwort auf die Ergebnisse des 4th Global Survey of the International Association of Universities⁵. Eine Umfrage unter mehr als 600 Professor(inn)en habe die Schaffung von Ungleichheiten als größtes Risiko bei der Internationalisierung der Hochschulbildung bezeichnet: 23 % der Befragten fürchteten, dass nur finanzstarken Studierenden internationale Studiemöglichkeiten offen stünden. Daher sah Spoun die größte Schwierigkeit bei der Internationalisierung von Hochschulbildung in der Finanzierung. Lüneburgs Modell des global classrooms wolle die Vorteile der Internationalisierung sichern, ohne Ungleichheiten zu verstärken und zu hohe Kosten für Studierende entstehen zu lassen. Der global classroom besteht aus einem eLearning-Projekt, das Lüneburg zusammen mit der Arizona State University (ASU) im Rahmen der Sustainability-Studies als Teil des Komplementärstudiums durchführt. Dabei unterrichten je ein Lehrender in Arizona und in Lüneburg gleichzeitig und gemeinsam eine an beiden Standorten lernende Studierendengruppe. Diesem Studienabschnitt soll ein Dual Degree Programm für den Master of Global Sustainability Science für je 10 Studierende an den zwei Standorten folgen. Doch ohne substanzielle finanzielle Unterstützung durch die

⁵ Ross Hudson, „Dominated by Economics? Evidence of Changing Drivers of Internationalization and Its Funding Within Higher Education Institutions in Europe“, in: Higher Education Policy, 2016, 29, (1-19).

Stiftung Mercator, so Spoun in seinem Fazit, hätte die Universität dieses Modell nicht erfolgreich aufsetzen können.

Einen anderen Weg beschreitet die Universität München, deren Entwicklung von MOOCS und E-Learning-Modulen Vizepräsident Martin Wirsing vorstellte. Beide Elemente gingen für ihn jedoch über das Thema Internationalität weit hinaus und umfassten auch Studierende in besonderen Lebenslagen wie auch im Auslandssemester und seien auch im Kontext von Lebenslangem Lernen zu sehen. MOOCS und E-Learning reagierten auf die neuen technischen Möglichkeiten und würden andere didaktische Elemente in den Vordergrund rücken: Es ginge nicht mehr um die Vorlesung, die ex cathedra gehalten werde, sondern um Interaktion wie im Videospiel. Durch online-Seminare werde die Lehre ortsungebunden. Die digitale Rückmeldung erlaube feingranular aggregierte „learning analytics“. Insgesamt werde Lehre dadurch individualisiert. Seit 2013 biete die LMU ihre acht englischen und 2 chinesischen MOOCS auf der Plattform Coursera an. Insgesamt 800.000 Lernende aus 200 Ländern hätten daran teilgenommen. Im Coursera Dashboard lasse sich die Beteiligung an den Kursen ebenso ablesen wie einzelne Prüfungsleistungen. Des Weiteren biete die LMU nach wie vor open educational resources auf iTunes an – auch wenn dieses Angebot durch die MOOCS zurückgehe. Das eUniversity Team unterstütze interessierte Wissenschaftler(innen) bei der Entwicklung von MOOCS und wolle ab 2017 eigene E-Learning-Projekte starten. Für Wirsing wird durch E-Learning die Lehre offener und vergleichbarer mit dem Effekt, dass die Ansprüche an die Lehrqualität steigen.

Die Diskussion dieses Themenkreises spiegelte die Unterschiedlichkeit der Ansätze wider. Lüneburgs Modell des global classroom wurde als sehr voraussetzungsreich und vor allem als nur schwerlich in größeren Maßstab übertragbar bezeichnet. Mit mehr Studierenden würde die Komplexität rasch zunehmen. Gleichzeitig setze das gemeinsame Unterrichten an zwei Orten der Welt voraus, dass sich die beiden Lehrenden sehr gut verstünden und dass das Studienfach dafür auch geeignet sei: Global Sustainability eigne sich dafür sicher sehr gut, ein Kurs in theoretischer Physik wäre weniger gut denkbar. Für die Studierenden jedenfalls sei der global classroom ein echtes Privileg, während der Mehrwert für die Universität darin bestehe, ihre Forschungs- und Lehrthemen durch die Partneruniversität zu komplementieren und darüber hinaus die Möglichkeit habe, Mittel aus dem Hochschulpakt für Lehre einzuwerben. Die MOOCS wiederum böten der Institution die Chance, über Länder-, Gruppen- und Altersgrenzen hinweg Präsenz zu zeigen und für sich zu werben. Die Herstellung eines MOOC koste in etwa eine Mitarbeiterstelle für ein halbes Jahr. Für die Internetplattform Coursera gebe es derzeit noch keine europäische Alternative, auch wenn ein gemeinnütziges und nachhaltiges Pendant in Europa mehr als wünschenswert sei.

Die letzte Sektion des Werkstattgesprächs griff noch einmal die Flüchtlingskrise als besondere Herausforderung im Kontext der Internationalisierung der Hochschulen auf. In ihrem Impulsvortrag „Chancen der Wissenschaftsdiplomatie“ erläuterte die

Präsidentin des DAAD Margret Wintermantel ihr Verständnis von Wissenschaftsdiplomatie unter Rückgriff auf das Papier „New Frontiers in Science Diplomacy“ der Royal Society⁶: Es handele sich um eine Schnittmenge von „Science in Diplomacy“, i.e. Politikberatung, „Diplomacy for Science“, also die Förderung von wissenschaftlichen Kooperationen durch Diplomatie, wie auch „Science for Diplomacy“, also den Versuch, über Wissenschaftskooperation internationale Beziehungen zu fördern. In der Flüchtlingskrise biete der DAAD – in Ergänzung seines Kerngeschäfts – zum einen Stipendien im Rahmen des „Leadership for Syria“-Programms an; zentrales Vergabekriterium sei hier die Eignung wie die Bereitschaft des Kandidaten/der Kandidatin, nach Ende des Bürgerkriegs zum Wiederaufbau Syriens beizutragen. Daneben vergebe der DAAD Drittlandstipendien für syrische und jordanische Studierende in Jordanien und unterstütze im Rahmen des Madad-Programms der EU akademische Aus- und Fortbildung von syrischen Flüchtlingen in den Hauptaufnahmeländern. Darüber hinaus unterstütze man nun auch deutsche Hochschulen darin, die Studierfähigkeit von Flüchtlingen professionell festzustellen (TestAS), ihre Sprachkompetenz einzustufen (onDaF), die Studierfähigkeit aufzubauen (Programm INTEGRA) und Studierende mit Flüchtlingshintergrund besser zu betreuen (Programm WELCOME).

Was konkret vor Ort getan werden kann, stellte Susanne Rupp als Vizepräsidentin für die Universität Hamburg vor. Leitmotto sei „Integration durch Bildung“. Ziel des Programms UHHilft sei, den Studierwilligen unter den Geflüchteten eine Orientierung und Unterstützung zu geben, um hinreichend Deutschkenntnisse (Mindestvoraussetzung: Level B1, Ziel: Level C1) zu erhalten und gleichzeitig die Hochschulzugangsberechtigung bzw. -eignung zu erwerben. Das Programm sei im Sommer 2015 mit Veranstaltungen gestartet; die Zahl der Interessenten sei im Verlauf auf etwa ein Drittel, rund 500 Teilnehmer(innen), geschrumpft. Jetzt im zweiten Jahr habe man das Programm modifiziert und bilde unter anderem Gruppen mit gemeinsamen Interessen in klassenartigen Verbänden. Im Sommersemester 2016 hätten sich 350 Männer und 87 Frauen beworben, von denen drei Viertel angäben, sie hätten Studienerfahrungen. Die Tutoren würden aus DAAD-Mitteln finanziert, hinzu kämen 24 Lehrbeauftragte für Deutschkurse. Doch das Nadelöhr seien die Fächer: Wirtschafts-, Ingenieurwissenschaften und Medizin würden von den Flüchtlingen als Studienfach der Wahl angegeben, doch bei Fächern mit Zugangsbeschränkungen stünden nur 10 % der Studienplätze Nicht-EU-Ausländern zur Verfügung. Hier müssten die Regelungen der neuen Situation angepasst werden.

An der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU) hat sich aus einer studentischen Initiative das Studienmodul "tun. starthilfe für flüchtlinge" entwickelt, das Simone Rieger für Präsidentin Gabriele Gien vortrug. 2012 hatten sich Studierende der KU zusammengetan, um Flüchtlingen beim Deutschlernen zu helfen und sie auf vielfältige Art und Weise im Landkreis zu integrieren. Die Hochschule mit ihrem Schwerpunkt in der Lehrerbildung und ihrem besonderen in der katholischen Sozialethik begründeten Profil griff diese bottom up-Initiative auf. 2015 fand auf dem Campus die

⁶ https://royalsociety.org/~media/Royal_Society_Content/policy/publications/2010/4294969468.pdf (Zugriff 29.5.2016).

erste Sprachschule mit mehr als 400 Teilnehmer(innen) statt, für dieses Jahr sind 1000 Teilnehmer(innen) angemeldet. Diese Sprachkurse seien für die Lehramtsstudierenden wie ein offenes Labor, in dem sie ihre didaktischen Kenntnisse ausprobieren könnten – die Hochschule honoriere diese Lehrpraxis als Studienleistung mit ECTS-Punkten im Wahlpflichtfach. Das Lehrmaterial werde gleichzeitig gemeinschaftlich ausgetestet und weiterentwickelt. Darüber hinaus plane die KU, zukünftig bestehende und geplante Projekte in Forschung, Lehre und praktischer Flüchtlingsarbeit in einem Center for Interdisciplinary Flight and Migration Studies zu bündeln. Die Prozessfelder reichten von Integrations- und Qualifizierungsangeboten für Flüchtlinge über Aus- und Weiterbildung für Mitarbeiter in der Flüchtlingsarbeit, problemorientierte Forschung bis hin zum Aufbau von Forschungsnetzwerken.

Im Abschlussgespräch mit den Hochschulleitungen Johanna Eleonore Weber (Universität Greifswald), Anja Steinbeck (Universität Düsseldorf), Volker Epping (Universität Hannover) und Klaus Mühlhahn (FU Berlin) wurde noch einmal deutlich, wie stark sowohl die heutigen Rahmenbedingungen als auch die Geschichte der einzelnen Institutionen Art und Grad der Internationalisierung jeweils steuern: Wird in der Verwaltung der Universität Greifswald oft noch besser Russisch als Englisch gesprochen, steht an der FU Berlin seit ihrer Gründung die enge Beziehung zu den USA im Vordergrund. Einigkeit schien jedoch unter allen Teilnehmer(inn)en des Workshops darin zu herrschen, dass in jedem Fall Governance-Fragen bei der Umsetzung von Internationalisierungsstrategien mitberücksichtigt werden müssen: Der einzelne Wissenschaftler bzw. die einzelne Wissenschaftlerin hat andere Interessen als die jeweilige Fakultät und auch als die Universität als Institution. Diese müssen miteinander in Einklang gebracht bzw. austariert werden, sowohl bei einem bottom up- wie auch bei einem top down-Ansatz.

Im Laufe des Workshops wurde auch deutlich, dass bei der Beurteilung der verschiedenen Internationalisierungsaspekte – von der Studierendenzusammensetzung über die Studierendenmobilität bis hin zur Vernetzung – nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Aspekte mitberücksichtigt werden müssen. Und dies nicht nur wegen der Schwierigkeiten deutscher Erasmusstudierender, an der Universität im Ausland auch tatsächlich wissenschaftlich gute Kurse belegen zu können, oder wegen der veränderten Zusammensetzung der Studierenden in Deutschland durch die Flüchtlingskrise. Doch wie diese qualitative Evaluation durchgeführt werden könnte, dafür scheint es noch keine best practice zu geben. Darüber hinaus wurde in mehreren Beiträgen deutlich, dass staatliche Regelungen wie Kapazitätsrecht und Quotierung in den Hochschulzulassungsverordnungen für die Hochschulleitungen ein Hemmnis in den Bemühungen um Internationalisierung darstellen (können). Eine einzelne Stimme, aber unwidersprochen, formulierte im Laufe des Werkstattgesprächs eine weitergehende These: Durch die Internationalisierung der Wissenschaft werde sich über kurz oder lang die Frage der Studiengebühren in Deutschland neu stellen.